

Tahereh Mafi  
*All This Twisted Glory*





Tahereh Mafi

# ALL THIS TWISTED GLORY

*Aus dem Englischen von  
Barbara Imgrund*



cbj

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2024

© 2024 der deutschsprachigen Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2024 Tahereh Mafi

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel:

»All This Twisted Glory« bei HarperCollins Children's Books

einem Imprint der Verlagsgruppe HarperCollins Publishers

Übersetzung: Barbara Imgrund

Lektorat: Julia Przeplaska

Umschlaggestaltung und Einband: Geviert, Grafik & Typografie

unter Verwendung des Originalcovers © Alexis Franklin,

Gestaltung: Jenna Stempel-Lobell, und der Innenillustrationen

© Shutterstock (Anna Pogulyaeva) sowie der

Motive von © Shutterstock (Robert B. Miller, Anna Pogulyaeva (2x))

MP · Herstellung: AnG

Satz: Uhl + Massopust GmbH, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16687-1

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

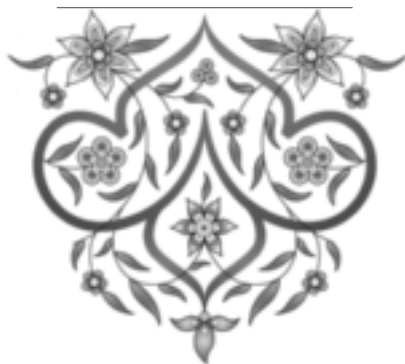
*Für Ransom*





Aber, meine Dame,  
ich habe dem Mond  
einen Eid geschworen,  
die Erde rot zu bemalen  
mit seinem Blut.

Aus dem *Schahnameh* von Firdausi





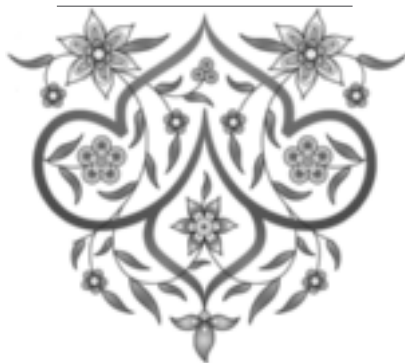




Nenn deinen Namen und sag mir,  
wer deinen kopflosen Leib beweinen wird!

Du wirst nicht lange genug leben, um Nutzen  
aus dem Wissen um meinen Namen zu ziehen.  
Aber wenn du es denn wissen musst: Meine Mutter  
gab mir den Namen *Dein Tod*.

Aus dem *Schahnameh* von Firdausi







# TEIL EINS







AM ANFANG

در آغاز



DER SAUM SEINES PECHSCHWARZEN Umhangs sägte sich durch hohes Gras; sein rasender Schritt verursachte kleine Geräuschgewitter, die bei jedem Schritt zwischen seinen Ohren zu dröhnen schienen. Die Hitze griff wie mit Händen nach ihm, seine schwere Kleidung wollte ihn schier ersticken. Cyrus von Nara konnte sein Herz in der Brust schreien hören, und Angst gebar neue Angst, während er gegen den Impuls ankämpfte davonzulaufen. Er fühlte sich wie Regen auf der Suche nach einem Fluss, während er vergeblich versuchte, sich zu orientieren. Gelegentlich erstarrte er, um den Kopf in scharfen, vogelähnlichen Bewegungen hierhin und dorthin zu wenden, dabei den Atem anhaltend, als hätte ihn ein Geist erschreckt.

Nein. Kein Geist.

Viel schlimmer.

Es brachte gar nichts, in Panik zu verfallen, ermahnte er sich. Es war nicht von Nutzen, den Kopf zu verlieren. Wenn es so gewesen wäre, hätte Cyrus seine Vernunft mit Freuden im Palast verloren, wo sie vielleicht bis in alle Ewigkeit mit seinem Vater, dem König, und jenem Übermaß an Unterdrückung gehaust hätte, das ihm der alte Mann vorgelebt hatte.

Stattdessen hatte der junge Prinz getan, was in einer Krise

das Vernünftigere war, und sich in den nächstbesten Blumentopf erbrochen.

Nun holte Cyrus bebend Luft.

Er zwang sich, langsamer zu gehen, seine Gedanken zu sammeln. Überwucherte Erdhörnchenlöcher spickten den Weg; er hatte sich hier schon zu oft den Knöchel verstaucht, und gleichgültig, wie groß seine Verzweiflung jetzt war, er konnte sich keine Verletzung leisten.

Er folgte den blanken Gebeinen einer aufgelaassenen Bahntrasse, von der sichtbar nur noch zwei parallele, in die Ferne weisende Stahlstränge vor sich hin rosteten, während um ihn her die lebhafteste blumige Anarchie spross. Es war bekannt, dass neben anderen Kreaturen dicke, bunt leuchtende Schlangen im warmen Gras dösten und dass ihr Appetit leicht zu wecken war. Wie viele Male Cyrus in seiner Kindheit unter Höllenqualen von hier nach Hause gehumpelt war, während Gift in seinem Blut kreiste, konnte er nicht mehr zählen. Als Kind hatte er solche mit Herzklopfen verbundenen Abenteuer spannend gefunden; er hatte mit der Zeit gelernt, wie man eine Schlange aus dem Handgelenk heraus hinter dem Kopf packte, wie man Rauch aus den Fingern schüttelte und ihn kräuselnd in die Weite entließ. Er hatte es früher geliebt, durch diese Wildnis zu stapfen: hatte Bäume zum Duell herausgefordert, nach Schätzen gesucht, die er selbst vergraben hatte. Jede dieser Eskapaden hatte eine neue Herausforderung offenbart, ein neues Tier, eine neue Strapaze, die zu bewältigen war. Aber nun war diese Strecke, die vor ihm lag, nicht mehr als ein notwendiger Weg – und nichts weniger als verheerend.

Sein Leben, fürchtete er, würde nie wieder so sein wie zuvor.

Sein Herz hämmerte lauter, als er sich der Mündung eines alten Eisenbahntunnels näherte, dessen bröckelndes Inneres ein Wandteppich aus Kletterwein im Würgegriff hatte; hier duftete es so betörend nach Leben, dass sich der Verstand daran wundscheuerte. Vögel mit blauen Flügeln und helle Sonnenstrahlen stahlen sich durch Risse in das verfallende Bauwerk, und im Schein des Lichts rollten sich schläfrige Blüten auf, während Staubkörnchen glitzernd in der Luft zu hängen schienen. Der Tunnel war eine Pforte zu einer anderen Welt – einer Welt, in der er sich einst bis in alle Ewigkeit zu leben gewünscht hatte.

Eine grüne Heuschrecke hüpfte auf die Schulter des jungen Mannes, als er den Tunnel betrat. Die Helligkeit hob sich von der Dunkelheit ab wie ein Schrei in der Leere. Cyrus zog im Weitergehen den Umhang enger um sich, während so etwas wie Kummer ein Netz zwischen seinen Rippen spann.

In der Ferne verengte sich der Anblick des üppigen Grüns spiralartig zu blitzendem Weiß. Ein Dickicht aus hüfthohen Wolken wuchs vom Boden empor; er durchquerte diesen Abschnitt vorsichtig, es fühlte sich fast so an, als würde man durch Raureif waten. Gerade als seine Beine zu erstarren begannen, lichtete sich der Wolkenpfad zu seinen Füßen. Cyrus unterdrückte ein Frösteln.

Ein Schleier aus Magie hing spürbar über dem weitläufigen Gelände um die Unterkünfte, in denen die Wahrsager von Tulan lebten. Er hüllte den zentralen Tempel und seine zahlreichen Nebengebäude ein. Es gab tatsächlich wenige, die wussten, dass der alte Eisenbahntunnel geradewegs zu dieser alten Stätte führte, und noch weniger, denen der Zutritt auf diesem Wege gestattet war.



Der tulanische Prinz war drei Jahre alt gewesen, als er zum ersten Mal den Fuß auf diesen geweihten Boden gesetzt hatte. Von Geburt an war er ein missgestimmtes Kind gewesen: Er hatte leicht geweint, laut geschrien, und obwohl er wusste, dass er der Sprache mächtig war, hatte er kein Interesse daran gezeigt, das auch unter Beweis zu stellen. An dem Tag, als seine Kinderfrau ihm liebevoll über den Kopf gestrichen und gesagt hatte, er sei *ziemlich schön für einen Schwachkopf*, hatte er ihr einen Holzklotz ins Gesicht geworfen. Erst als die Frau mit Zorn reagiert hatte, war Cyrus wieder eingefallen, dass Gewalt nicht gebilligt wurde. Sie wollte sich auf ihn stürzen, deshalb rannte er zu einem offenen Fenster und hörte ihr entsetztes Kreischen erst, als er wie eine Kartoffel auf der anderen Seite herunterfiel. Er prallte dreimal auf dem Grat des gefährlich steilen Dachs ab, bevor er endlich auf dem Erdboden landete.

Der Junge hatte sich Hände und Knie übel aufgeschürft; ein Bluterguss erblühte auf der Rückseite eines Arms und auf seiner Wange. Dennoch weinte er nicht. Wie ein Farnwedel, der sich entrollt, stand Cyrus langsam und überrascht auf, wobei er sich die kupferfarbenen Locken mit kleinen, schmutzigen Händchen aus dem Gesicht strich, nur um zu entdecken, dass er sich in der Mitte eines hellen Lichtkreises befand.

Noch nie zuvor hatte er Wahrsager aus der Nähe gesehen.

Sie hatten auf ihn hinuntergestarrt, die Gesichter verdunkelt und die Umhänge so schwarz, dass sie Löcher in der Welt zu hinterlassen schienen.

*Da bist du ja, Kleiner*, hatte er jemanden sagen gehört.

Das Kind hatte sich verwundert den Kopf gerieben und sich staunend gefragt, wie es ihnen gelungen war, diese

Stimme in seinen Kopf zu bringen. Erst da hatte Cyrus gelacht, erst da hatte er voller Freude seine ersten Wörter gesprochen.

»Das war Magie«, hatte er gesagt.

Die Kinderfrau schrie noch immer, als sie nach draußen in den Garten rannte, die Hälfte des Palastpersonals auf den Fersen, alle vor Hysterie ganz außer sich. Später sollte sie herausfinden, dass man ihrer Dienste nicht länger bedurfte.

An diesem schicksalhaften Tag hatte Cyrus beschlossen, wer er werden wollte, und jedes Jahr hatte sich diese Überzeugung tiefer in ihm verankert. Der König und die Königin hatten dies als zufällige Entdeckung empfunden, denn der Junge war nicht dazu geboren, den Thron zu besteigen, und würde eine geringere und dennoch würdige Aufgabe im Leben benötigen.

Cyrus von Nara war der Zweitgeborene, natürlich; niemals der Erbe.

Sein älterer Bruder war von Kindesbeinen an der Schatten ihres Vaters gewesen. Sein älterer Bruder hatte sich auf ein Leben voller Dekadenz und Machtentfaltung vorbereitet.

Cyrus hingegen hatte jede freie Stunde seiner Kindheit damit verbracht, unbekümmert und mit Blumen im Haar durch den geheimen Eisenbahntunnel zu laufen, durch die Wolken zu hasten und sich in die Arme der Wahrsager zu werfen. Im Lauf der Jahre hatte er sich dem Studium der Wahrsagerei gewidmet und dem schönen Schein der materiellen Welt zugunsten der nebulösen Wunder des Himmlichen entsagt – wofür er von der königlichen Familie endlos bespöttelt wurde. Sie verstanden, dass er sich mit den Grundlagen der Magie vertraut machen wollte, doch keiner von ihnen glaubte, dass ein Prinz freiwillig auf einen Titel

verzichteten und ein reiches Erbe ausschlagen würde, nur um sich unter namenlosen Wahrsagern einzureihen.

Es war Cyrus gleichgültig gewesen.

Er hatte sein Gold und seine Juwelen weggesperrt, sein Haar geschnitten und seine Kleider gegen eine schlichte schwarze Tracht eingetauscht. Er legte die vorläufigen Gelübde an seinem achtzehnten Geburtstag ab und verbrachte die nächsten anderthalb Jahre ausschließlich im Tempel; selten verließ er das Gelände, während er sich auf die endgültige Zeremonie vorbereitete. Er war unter den jüngsten Schülern, denen es erlaubt war, die erste Stufe der Priesterschaft zu erklimmen, und nun, da er sich seinem zwanzigsten Jahr näherte, waren es nur noch Wochen, bis man ihn förmlich einkleiden und seine Lippen mit einer Magie versiegeln würde, die ihn auf ewig band ...

*Bleib stehen.*

Cyrus hielt den Atem an und erstarrte. Der eisige Wolkenpfad hatte ihn am Ende auf das Dach einer Steinhütte geführt, einer von mehreren, die zu den sichelförmig angeordneten Außengebäuden auf dem Gelände der Wahrsager gehörten. Der junge Prinz stand nun oben auf einem dieser Gebäude, einen schwammigen Teppich aus Moos unter seinen Stiefeln. Seine Ängste wuchsen, als er den Kopf hob; noch niemals war Cyrus der Zutritt zu diesem Gelände verwehrt worden.

Langsam sah er seinem älteren Lehrer in die Augen.

Der Mann schien vorwärtszuschweben; seine dunklen, wallenden Gewänder wirkten hypnotisierend. Die Wahrsager von Tulan erkannte man an ihren schwarzen Umhängen, deren sonderbares Material wie flüssiges Metall schimmerte und schwer von Geheimnissen war. Der Ältere schob

seine Kapuze ein kleines Stück nach hinten, eine Andeutung seines Gesichts in dem kalten Licht offenbarend. Was von seiner braunen Haut zu sehen war, wirkte glatt trotz seines vorgerückten Alters und obwohl Eintrübungen seine Augen milchig färbten. Dennoch gab es an seiner Energie nichts zu tadeln; im Gegenteil, der Mann verströmte Mitgefühl tief aus sich heraus, selbst jetzt. Cyrus begriff sofort.

*Ihr wisst es bereits*, sagte er wortlos.

Der Wahrsager legte den Kopf zur Seite. *Wir haben es immer gewusst. Aber es stand uns nicht zu einzugreifen.*

Der junge Prinz spürte, wie es ihm das Herz bei dieser Enthüllung zerriss; die Worte trafen ihn wie Verrat, auch wenn sein Verstand es besser wusste. Ein Wahrsager zu sein, hieß, mit Wissen belastet und an grausame Einschränkungen gebunden zu sein; egal wie mächtig die Priester und Priesterinnen waren, es war ihnen nicht gestattet, den freien Willen anderer zu behindern, ebenso wenig, ihnen ungebeten Ratsschläge zu erteilen. Cyrus verstand das besser als die meisten anderen.

Und doch blitzten seine Augen hitzig auf, als er nun da stand, denn jetzt wusste er mit klarer Gewissheit, dass seine Träume gestorben waren; dass sich seine Rolle für alle Zeit geändert hatte. Er würde niemals ein Wahrsager werden. Alles, was er je gewollt hatte, alles, wofür er je gearbeitet hatte. Sein Leben, seine Zukunft ...

Der Lehrer neigte einmal mehr den Kopf, und diesmal schleuderte diese winzige Bewegung Cyrus zu Boden. Von dort aus ragten die violetten Wände des Tempels hinter ihm in atemberaubende Höhen auf. Voll frischem Kummer bemerkte der Prinz, dass sich eine Schranke zwischen ihrer beider Leiber geschoben hatte und dass Magie ihn zurückhielt.

Diese geweihte Stätte würde niemals sein Zuhause sein.

*Bitte, sagte er verzweifelt. Ich bin gekommen, euren Rat zu suchen.*

Langsam schüttelte der Wahrsager den Kopf. *Es gibt nur zwei Möglichkeiten, dich zu entscheiden, Kleiner.*

Cyrus machte Anstalten zu sprechen, während sich eine zerbrechliche Hoffnung in seiner Brust sammelte, doch sein alter Lehrmeister hob die Hand, um ihm Einhalt zu gebieten. Mit unverkennbarer Betrübniß sah ihm der Mann in die Augen und sagte:

*Wenige können sterben. Oder viele.*



EINS

یک



»WAS MACHT IHR DA? Esst Ihr etwa eine Orange?«

Kamran drehte sich beim Sprechen mit entgeisterter Miene zu der jungen Frau um, die neben ihm flog. Schon seit Stunden schossen sie über den Nachthimmel, und während er vor Unruhe erstarrt war, lag Fräulein Huda halb auf ihrem magischen Vogel, sah zu den Sternen hinauf und aß Obst, als wäre sie die Heldin in irgendeinem Liebesroman.

»Ja, warum?« Sie war gerade dabei gewesen, eine Orangenspalte in ihren Mund zu befördern, und hatte innegehalten. Plötzlich zuckte sie zusammen. »Oh! Verzeiht mir, Eure Hoheit – möchtet Ihr auch?« Sie hielt ihm ihre klebrige Handfläche mit der ebenso klebrigen Orangenspalte hin, und Kamran fuhr zurück.

Sie bot ihm genau das Stück Obst an, das sie sich eben selbst hatte einverleiben wollen. Es war, als hätte das Mädchen keinerlei Manieren.

»Nein«, antwortete er kurz angebunden.

Woher Fräulein Huda die Frucht hatte oder warum sie daran gedacht hatte, sie inmitten von so viel Chaos einzustecken, würde er wohl nie erfahren, denn er hatte nicht die Absicht ...

»Ich habe ein paar Orangen von einem Tablett gemopst, bevor wir den Palast verlassen haben«, erklärte sie. Sie ver-

stummte kurz, um zu kauen und zu schlucken. Ein Sternenregen beleuchtete ihre vollkommen ungekünstelten Bewegungen; ihre Augen wirkten glasig, während sie ihn mit kaum verhohlener Bewunderung betrachtete. »Ich hoffe, das ist in Ordnung. Mir wird ein wenig schwindelig, wenn ich zu lange nichts esse.«

Kamran stieß einen unverbindlichen Laut aus und wandte sich ab.

Es war sicher nicht seine Absicht gewesen, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Die ganze Zeit hatte die kleine, bunt zusammengewürfelte Schar wenig Gelegenheit zu Gesprächen gehabt – der fortwährende, lärmende Zug beim Fliegen machte längere Wortwechsel unmöglich. Doch der Gegenwind hatte sich endlich gelegt, und bei den fünf Reisenden war die Erleichterung darüber fast mit Händen zu greifen. Die atemberaubenden geflügelten Kreaturen, die sie auf ihrem Rücken trugen, fanden sich nun eng nebeneinander in Formation zusammen, als sie einen langsamen Sinkflug gegen Tulan einleiteten. Bald schon würden sie landen.

Unterdessen war in Kamrans Kopf nur noch Platz für Angst und Erschöpfung. Obschon er dankbar für die außergewöhnlichen Umstände seiner Flucht war, hatte sich unter der steten Geißel seiner Gedanken der Glanz ihrer Reise doch eingetrübt. Er hatte kein Interesse daran, sich mit jemandem zu unterhalten.

»Oh – kann ich etwas haben?«, drang Omids begieriges Feshtoon an sein Ohr. »Ich habe solchen Hunger.«

Der Junge hatte erst kürzlich beschlossen, nur noch Feshtoon zu sprechen, während die anderen auf Ardanz antworteten. Diese neue Form des Austauschs verlieh ihren



Gesprächen seither eine interessante Qualität; sie hatte sich entwickelt, nachdem Omid zu seiner übergroßen Freude entdeckt hatte, dass alle Anwesenden fließend Feshtoon verstanden.

Offenbar sogar Fräulein Huda.

Kamran hatte überrascht festgestellt, dass das uneheliche Fräulein standesgemäß erzogen worden war. Er wusste, dass es kein gutes Licht auf ihn warf, das zu denken, aber er konnte es sich auch nicht verübeln – es war offen gestanden alles andere als alltäglich, dass jemand in ihrer unsicheren Position von einer Gouvernante erzogen wurde. Andererseits war ihr Vater bekanntermaßen etwas exzentrisch.

»Ich hätte auch gern etwas ab, wenn noch genug da ist«, meldete sich Deen, der Apotheker, zu Wort. »Es riecht himmlisch.«

Das stimmte immerhin.

Die Luft um sie her duftete nach Orangenöl, und während Fräulein Huda ihren Vorrat an Früchten mit den anderen teilte, dienten die aufgeregten Stimmen und Gespräche nur dazu, den Prinzen zu reizen. Selbst bestens gelaunt hatte er die meisten Mitglieder dieser merkwürdigen Truppe kaum ertragen, und jetzt war er angeschlagen und verunsichert und mit seiner Geduld am Ende.

»Lass sie in Frieden«, hörte er Hazans vertraute Stimme im Flüsterton schimpfen. »Sie will dich nicht nerven.«

»Wer?«

»Fräulein Huda.«

Kamran vernahm es mit Überraschung und wandte sich seinem alten Freund zu, als hätte er ihn soeben geohrfeigt. »*Fräulein Huda*? Du glaubst, ich verschwende meine Zeit damit, an Fräulein Huda zu denken?«

Hazan lächelte nicht, auch wenn seine Augen eine gewisse Erheiterung verrieten. »Tust du das denn nicht?«

»Wenn ich überhaupt über sie nachdenke, dann nur, um mich über die vielen uneleganten Wendungen ihres Geistes zu wundern.«

Nun runzelte Hazan die Stirn. »Mir scheint, dass ihr das nicht ganz gerecht wird.«

»Vorhin hat sie versucht, sich durch eine Wolke *durchzuessen*.« Kamrans Stimme war nur noch ein Zischen. »Ihr Kiefer, kannst du's dir vorstellen?« Er ahmte mit der Hand eine Beißbewegung nach. »Sie hat den Kopf herumgerissen und mit einer lächerlichen Stimme gesprochen, nur um den Jungen zu unterhalten. Sie scheint keinerlei Sinn für angemessenes Verhalten zu haben.«

»Ich glaube, sie hat es das *hungrige Wolkenmonster* genannt.« Hazans Gesicht blieb unbewegt, als er das sagte.

»Oh, und du findest das gut, oder?«

»Nicht jeder hier nimmt sich so ernst wie du, Majestät. Sie haben weder die Energie dazu noch ein Interesse daran.«

»Willst du damit andeuten, dass ich eitel bin?«

»Ich will es nicht andeuten, Kamran. Ich sage es dir direkt ins Gesicht.«

»Du bist ein Arsch.«

»Dann ist es eine Gnade, dass ich nicht zu lange in den Spiegel schaue, um mich selbst zu betrachten.«

Ganz gegen seinen Willen entschlüpfte Kamran ein Lächeln.

»Es war dir nie gestattet, die erdrückenden Erwartungen des Reichs an dich abzulegen«, sagte Hazan leise, während er in die Ferne starrte. »Andere sind nicht so belastet wie du. Aber das macht sie nicht minderwertig.«

Kamran schüttelte leicht den Kopf und beobachtete einmal mehr Fräulein Huda. Als er sich zwang, dieses ungeheuerliche Verbrechen von einem Kleid auszublenden, war er in der Lage, die Feinheit ihrer Gesichtszüge zu erkennen. Sie war kein unansehnliches Mädchen; er fand nur, dass ihr eine gewisse Vornehmheit fehlte. Sie war laut und taktlos und kindisch, und wenn er sich in ihrer Nähe aufhielt, flößte ihm dieser Umstand ein Gefühl der Rastlosigkeit ein, als wären ihm seine Kleider zwei Nummern zu klein.

Nun lachte sie, lachte, bis ihr Körper bebte, und er wandte sich abrupt ab, weil diese Fröhlichkeit an seinen Nerven kratzte. »Wenn ich nur das Privileg hätte, so unbelastet zu sein«, murmelte er. »Das wäre ein kalter Tag in der Hölle.«

Hazan warf ihm einen grimmigen, aber verständnisvollen Blick zu. Kamran beschloss, dass er sich eine Erleichterung seiner geistigen Bestrafung verdient hatte, und lümmelte sich ein wenig in seinen Sitz.

Er saß rittlings auf Simorgh – jenem legendären Vogel, der ihm in Kamrans verzweifeltster Stunde eine Fluchtmöglichkeit geboten hatte –, während die anderen sich auf Simorghs vier Kindern niedergelassen hatten. Der arduinische Prinz hatte gewusst, was ihn erwartete, als er auf das prachtvolle, hoch gewachsene Geschöpf geklettert war, dessen Flügelspannweite einen ganzen Raum eingenommen hätte. Er war von Ehrfurcht und Dankbarkeit für dieses Privileg so überwältigt gewesen, dass es ihm gar nicht in den Sinn gekommen war, sich zu fragen, ob die lange Reise von Arduin nach Tulan leicht werden würde. Es war schlimm genug, dass er mit diesen Seelen – die allesamt in sein Leben ge-

treten waren, weil sie dieselbe rätselhafte junge Frau kannten – zusammengewürfelt worden war, doch als sich Erschöpfung, Hunger, Angst und unverarbeiteter Kummer hinzugesellten, geriet sein Körper an die Grenzen der Strapazierfähigkeit.

Kamran hatte Alizeh gewollt – Alizeh und sonst nichts –, und stattdessen war er gezwungen gewesen, die Waise, den Bastard und den Menschenfeind mitzunehmen; als ob sein Leben ein Abenteuer für Kinder wäre, und als ob er eine andere Wahl hätte, als die Hand voll Karten auszuspielen, die ihm ausgeteilt worden war. In Anbetracht dessen, dass Alizeh selten jemandem einen Einblick in ihr Leben zu gewähren schien, waren diese Personen tatsächlich wertvoll – doch wäre er nicht so verblendet gewesen von der Suche nach dieser jungen Frau, so hätte er das Glück eines Lebens fern dieser Leute zu schätzen gewusst.

Was seine üble Laune noch verschlimmerte: Ihm wollte nicht warm werden. Trotz des erhitzten Vogelkörpers unter ihm waren seine Gliedmaßen taub vor Kälte, der Bogen und der Köcher mit Pfeilen, die er auf dem Rücken trug, schnitten langsam in sein Fleisch ein, und auch wenn er es niemals laut zugegeben hätte, verspürte er seit fast einer Stunde ein sehr dringendes menschliches Bedürfnis.

Dennoch hatte sich Simorgh als unerschütterliches und verblüffend weiches Reittier erwiesen; ihre seidigen, schillernden Federn waren ein willkommenes Kissen für seinen müden Körper. Er hatte seit Tagen kaum geschlafen, so aus den Fugen geraten war sein Leben. Wenn Kamran sich nur hätte sicher sein können, dass er nicht von Simorgh herunterfiel, hätte er vielleicht an ihren Hals gelehnt ein Nickerchen gemacht. Nun, als die regelmäßigen, sanften Bewegun-

gen des Fluges mehr denn je drohten, ihn in den Schlaf zu wiegen, musste er kämpfen, um die Augen offenzuhalten. Im Stillen war er dankbar für die gelegentliche belebende Ohrfeige, die ihm die Kälte verpasste.

»Hast du immer noch Hunger?«

Kamran blickte auf, wobei ein sanfter Wind sein Haar zerzauste, nur um festzustellen, dass die Frage nicht an ihn gerichtet war. Fräulein Huda hatte eine Banane aus irgend-einer geheimen Tasche in den gebauschten Falten ihres entsetzlichen Kleides zutage gefördert und versuchte gerade angestrengt, die Frucht über die dunklen Tiefen des Universums hinweg Omid zu reichen, dessen Augen aufleuchteten, obwohl sein Mund noch voll war. Er streckte sich eifrig, um die Banane entgegenzunehmen, und dabei stießen die beiden in einem Augenblick, der Kamran alarmiert erstarren ließ, mit den Köpfen zusammen und wären fast vom Himmel gefallen.

Omid und Fräulein Huda brachen umstandslos in Gelächter aus, amüsiert darüber, dass sie sich beinahe mit ihrer Dummheit umgebracht hätten. Selbst Deen, der griesgrämigste der vier Gefährten, rang sich ein Lächeln ab.

Es machte Kamran unfassbar zornig.

Er begriff nicht, dass das, was er fühlte, während er sie beobachtete, nicht wirklich Wut war, sondern eine Mischung aus Sehnsucht und Groll. Omid, Huda und Deen waren auf diese Reise nur um eines kleinen Abenteuers willen mitgekommen, für einen Hauch Magie. Sie waren nicht aus demselben Grund hier wie er, der verzweifelt um sein Leben, seinen Thron und sein Erbe kämpfen musste. Dass sie so unbeschwert lachten, sich freizügig zurücklehnten, aßen und plauderten, machte ihn rasend vor Empörung. Im Ge-

heimen hätte er ihre Fröhlichkeit zu gern geteilt; doch stattdessen köchelte er frustriert vor sich hin, weil er sich seine Gefühle nicht einmal selbst eingestehen konnte, und ließ zu, dass die vertrauten Arme des Zorns ihm den Rücken stärkten, während er dasaß und langsam von Fremden in den Wahnsinn getrieben wurde.

Doch die meisten seiner Gedanken galten natürlich Ali-zeh.



ZWEI

”



ALIZEH BERÜHRTE DEN BODEN mit dem Finger und zeichnete Formen in den rauen Untergrund, dessen Beschaffenheit ihre Haut sanft abrieb. Sie saß allein und ungeschützt in der eisigen Dunkelheit, im Auge einer gewaltigen Salzpflanze, die sich in alle Richtungen bis in die Unendlichkeit auszudehnen schien. Die weißen Kristalle waren krustenartig mit dem Erdboden verbacken und glitzerten im Mondschein wie zerriebene Diamanten.

Abwesend leckte sie ein wenig Salz von ihrem Daumen und verzog das Gesicht bei dem Geschmack, während eine dumpfe Hitze über ihre Zunge loderte. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander, während sie in die Schwärze hinaufblickte, dorthin, wo die tiefe Nacht mit Sternen übersät war. Alizeh wusste, dass es auch in der Atmosphäre von Tulan Glühwürmchen gab, und heute Abend war das Schimmern so dicht, dass es da und dort verschwamm. Es war, als hätte ein Kind seine Hand auf den Himmel gedrückt und das Glitzern verschmiert.

Doch diese Wunder konnten sie nicht ablenken.

Szenen aus den letzten Stunden suchten sie fortwährend heim, Geräusche erschütterten unablässig ihre Knochen, die Erinnerung an Empfindungen zuckte über ihre Haut. Auch jetzt, umringt von Stille, konnte sie nicht zur Ruhe finden.



Vor wenigen Stunden hatte sie das Undenkbare getan.

Nach achtzehn Jahren, die sie versteckt gelebt hatte, war Alizeh endlich aus dem Schatten getreten. Sich als die verlorene Königin von Arya zu erkennen zu geben, war aus mehreren Gründen ein gefährlicher Schritt gewesen – vor allem deshalb, weil sie für diese Rolle schlecht gerüstet war. Sie besaß keinen Thron, keine Armee, keinen Plan und kein Fünkchen jener mächtigen Magie, die ihr für ihr Königtum versprochen worden war. An dieser Kreuzung ihres Weges würde man sie wahrscheinlich eher ermorden statt bewundern, weil sie den Kopf aus der Deckung gestreckt hatte, doch es hatte sich angefühlt, als hätte sie keine andere Wahl gehabt, als so unfertig, wie sie war, ins Licht der Öffentlichkeit zu treten. Nachdem Gerüchte von ihrer Ankunft in Tulan die Königsstadt in Atem gehalten hatten, hatten Tausende Dschinns auf der Suche nach ihr das Schloss gestürmt und einen Beweis dafür gefordert, dass sie am Leben war. Die Menge war wild und wie rasend gewesen, hatte ein Geschrei erhoben, man wolle einen Blick auf die legendäre Königin werfen; man hatte mit Gewalt gedroht, falls sie zu Schaden gekommen sei. Wie gut, dass die Schnittwunde an ihrem Hals aus der Ferne nicht zu erkennen gewesen war.

Leider hatte sie Sarras Aufmerksamkeit sofort auf sich gezogen.

Die Königinmutter hatte Schreck und Entsetzen durchlebt, als Alizeh, bevor sie sich den Menschen gezeigt hatte, mit so viel Würde, wie ihr zu Gebote stand, in einem kurzen, blutbesudelten Kleid und mit einer blutenden Wunde am Hals aus Cyrus' Schlafzimmer gekommen war.

Sarra hatte erst Alizeh in ihrem zerrütteten Zustand und mit hochrotem Gesicht wahrgenommen, dann den wilden

Blick und nackten Oberkörper ihres Sohnes, und ihr Gesicht hatte sich in fast mörderischer Abscheu verfinstert. Nervös hatte Alizeh die Raffung ihres schmutzigen Kleides gelöst, sodass es in voller Länge zu Boden fiel, bevor sie sich hastig anschickte, die Situation zu erklären – doch Cyrus hatte ihr einen so strengen Blick zugeworfen, dass die Nosta, die in ihrem Mieder steckte, aufleuchtete und Alizeh unvermittelt verstummte. Sarra hatte bei diesem Blickwechsel verächtlich aufgelacht, wenngleich sie es am Ende doch nicht zur Sprache brachte. Die Frau schien zu aufgewühlt von der versammelten Menge zu sein – noch immer wütem Tausende Dschinns vor den Palastmauern –, um Zeit mit reden zu vergeuden. Ihre einzige Nachsicht hatte darin bestanden, vier glotzenden jungen Snodas, die am anderen Ende der Halle in einem fast schon komischen Zustand des Entsetzens ineinander gelaufen waren, einen scharfen Blick zuzuwerfen, bevor sie sich mit grimmigem Lächeln wieder Alizeh gewidmet hatte.

»Schärfst Euren Verstand, Mädchen«, hatte sie mit bedrohlicher Sanftheit gesagt. »Wenn der Pöbel euch heute Nacht nicht umbringt, könnte es der Klatsch tun.«

Alizeh kniff die Augen zusammen, ihre Haut wurde jetzt noch heiß bei der Erinnerung an diese Kränkung. Natürlich war in Wirklichkeit ganz und gar nichts Skandalöses passiert; tatsächlich hätte es Sarra gefreut zu hören, dass Alizeh und Cyrus nur versucht hatten, einander umzubringen.

Es war ein verwirrender Abend für sie beide gewesen.

Nachdem sie sich stundenlang um Cyrus gekümmert hatte, der vom Teufel brutal misshandelt worden war, hatte der noch immer halb benommene König sie beide auf magischem Weg in sein Schlafzimmer zurückbefördert, wo sie

kurze Zeit später aufeinander losgegangen waren. Sie und Cyrus hatten die Klingen gekreuzt und Hiebe und hitzige Worte ausgetauscht, bis er sie am Ende nicht mit der Waffe, sondern mit einer Reihe leidenschaftlicher Geständnisse besiegt hatte, die sie wie vernichtet zurückließen.

Abwesend betastete sie ihre Wange und zuckte zusammen, als das Salz auf ihren Fingern mit der offenen Wunde in Berührung kam. Alizeh zog die Knie an die Brust und schlang die Arme darum, während sie sich von innen auf die Wange biss, um nicht vor Kälte mit den Zähnen zu klappern.

Wie sollte es ihr jemals gelingen, ihre Gedanken zu ordnen, wenn es so viele Gefühle zu erfassen und sortieren gab? So viele Wünsche zu verwalten und auszulöschen?

Sie hatte nicht gewusst, was sie erwartete, als sie endlich ihr Recht auf den alten Dschinnthron geltend gemacht hatte – auch wenn sie früher schon davon ausgegangen war, dass sie mit Argwohn und Wut würde rechnen müssen, sobald sie ihre Ansprüche geltend machte. Sie hatte sich darauf vorbereitet, sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, eine Hochstaplerin zu sein; sie hatte geglaubt, dass man sie zwingen würde, irgendwie zu beweisen, dass sie die rechtmäßige Thronerin war.

Stattdessen war die Menge in dem Augenblick, als sie auf die Balustrade getreten war, anscheinend zurückgewichen, als wären sie alle zeitgleich von einer unsichtbaren Macht getroffen worden. Das ohrenbetäubende Gebrüll verklang zu einer vollkommenen Stille, sodass Alizeh ihre eigenen flachen Atemzüge hatte hören können. Die ersten Momente waren mehr als erschreckend gewesen; die Sekunden vergingen, als würde die Zeit langsamer verstreichen, während

ihr Herz gegen die Rippen hämmerte und die Panik in ihr wuchs.

Sie hatte es nicht bis zum Ende durchdacht – dafür war nicht genug Zeit gewesen – und hatte Sorge, etwas Beeindruckendes oder anderweitig Inspirierendes sagen zu müssen. Ihre ersten öffentlich geäußerten Worte würden zweifellos in Erinnerung bleiben und auf den Straßen wiederholt werden. Zuerst hatte sie daran gedacht, alle hinter sich zu vereinen.

Dann hatte sie genauer hingeschaut.

Was sie gesehen hatte, war ein Meer von Dschinns gewesen, die erschöpft vom stundenlangen Stehen und Rufen waren. Nun war nur noch das gedämpfte Schreien von Säuglingen zu vernehmen; müde Eltern trugen sie auf dem Arm, die älteren Kinder schliefen zu ihren Füßen. Die alten Leute stützten sich auf Gehstöcke oder saßen unter Schmerzen auf dem blanken Boden, während die Jungen und Gesunden mit fiebrigen Augen zu ihr aufblickten. Jedes Gesicht, in das sie sah, war verzerrt vor Anstrengung und bebender Hoffnung – und einfach vor Durst.

Und so sagte sie freundlich: »Mein liebes Volk, lasst mich euch zu trinken geben.«

Das Ergebnis war ein atemberaubendes Chaos.

Wie sie sich ihrer Identität so sicher hatten sein können, wusste Alizeh nicht; es war eine Frage, die sie nicht stellen konnte, ohne ihre Glaubwürdigkeit zu beschädigen. Doch aus ihren Worten schienen sie den notwendigen Beweis herausgelesen zu haben und wurden einmal mehr hysterisch; einige schluchzten unkontrolliert, andere fielen ohnmächtig in die Arme von Fremden und Angehörigen.

Alizeh hatte sich schon zu ihnen aufmachen wollen, ent-

schlossen, einen Weg zu finden, die Tausendschaften mit Wasser zu versorgen, als Cyrus plötzlich aus dem Schatten trat und ihr mit einem vertrauten grollenden Blick Einhalt geboten.

»Du wirst dich nicht in Gefahr bringen«, hatte er gesagt.

Kaum hatte sie ihre Verärgerung bemerkt, den Mund geöffnet, um zu protestieren, da hatte er schon einem Diener in der Nähe Befehle erteilt, die sie nicht hören konnte. Der König von Tulan war nicht mehr halbnackt, sondern trug jetzt einen schlichten Pullover und einen Mantel; sein einziger Luxus war eine dicke Fellmütze, die er tief in die Stirn gezogen hatte, sodass sie sein kupferfarbenes Haar fast vollständig verbarg.

Alles, alles schwarz.

Sie war unfähig gewesen, den Blick von ihm zu wenden, so fasziniert war sie von seiner unerschütterlichen Haltung. Noch vor wenigen Stunden war er vom Teufel fast zu Tode gequält worden, nur um dann weitere Hiebe von Alizeh und von seiner Mutter sowie eine drohende gewaltsame Erstürmung seines Palastes aushalten zu müssen. All das war auf ihn niedergeprasselt, ohne Unterbrechung, und dennoch war er beherrscht. Ein kleines Lächeln umspielte seinen Mund, während er mit dem Diener sprach. Sein Auftreten war ungezwungen, aber bestimmt.

Er war nicht zusammengebrochen.

Als er seine Anordnungen erteilt hatte, hatte Cyrus aufgesehen, in Beschlag genommen von der Wucht ihres Blicks. Auch sie hatte sich umgezogen, bevor sie zu der Menge da draußen gesprochen hatte. Sie trug nun einen von Cyrus' Umhängen, der, wie er beharrlich behauptet hatte, sie sowohl vor der Kälte schützen als auch ihr besudeltes Kleid

verbergen würde. Bald spürte sie die Hitze seines forschenden Blicks anderswo, zunächst auf ihrem Hals verweilend, dann die versteckten Konturen ihres Kleides nach unten nachfahrend. Er betrachtete die gebauschten Stoffbahnen, die überlangen Ärmel, den überschüssigen Saum, der sich wie eine Pfütze zu ihren Füßen sammelte.

In seinen Augen war all die Unbeständigkeit einer Sonnenfinsternis enthalten: sein Zorn, der fast sein Verlangen übermannte.

Alizeh war schwindelig unter seinem wachsamen Blick geworden, während ihre Haut ganz bewusst dort kribbelte, wo seine Augen sie berührt hatten. Sie wusste nicht, wie sie dieses Gefühl beschreiben sollte, diese atemlose Apathie. Niemand hatte sie bisher so angesehen, wie er es tat, als könnte ihr Anblick den Tod bringen. Unter dem Gewicht seines stummen Begehrens hatten sich ihre Lippen geteilt, ihr Mund wurde schwer vom Klang seines Namens und einem verzweifelten, dummen Impuls, dieses Wort nah an seiner Haut zu flüstern.

Glücklicherweise durchbrachen scharfes Keuchen und Rufe der Verwunderung die Verwirrung, und die Trance war dahin. Alizeh fuhr hochschreckend herum, um zu sehen, wie Palastdiener sich durch die vielköpfige Menge der Dschinnis schlängelten, vergoldete Tablettis balancierend, von denen jedes sich unter Tassen und Wasserkrügen bog.

In der Salzpfanne schniefte Alizeh gegen die Kälte an, die ihre Nase taub werden ließ, kniff die Augen zusammen gegen den schwindelerregenden Nachthimmel. Die Kulisse, die sie umgab, war schön, zweifellos – doch weder ihr Kopf noch ihr Herz konnte den gegenwärtigen Moment angemessen würdigen.

Außerdem wusste sie nicht, wo sie sich befand.

Sie war nur an diesen Ort gelangt, weil sie Cyrus durch die mitternächtlichen Straßen der Königsstadt verfolgt hatte. Die Menge hatte sich sehr langsam aufgelöst, nachdem sie sich beruhigt hatte – nachdem die Leute verstanden hatten, dass es ihr gut ging, dass sie eben erst in Tulan angekommen war, dass sie noch keine Entscheidung im Hinblick auf eine Heirat getroffen hatte und dass sie hochhoffiziell zu ihnen sprechen würde, sobald sie sich ein wenig ausgeruht hatte. Als sich ihre kleine Schar ins Schloss zurückgezogen hatte – Sarras Gesicht war verzerrt gewesen, als würde sie gleich losschreien, und Alizeh dachte nur noch ans Schlafen –, da hatte der junge König fünf wirkungsvolle Worte zur Wand gesprochen:

»Ich fürchte, ich muss gehen.«

Und ohne weitere Erklärung hatte Cyrus Alizeh in der Obhut seiner entsetzten Mutter zurückgelassen.

Sarra hatte einen erstickten Laut von sich gegeben, bevor sie Alizeh mit großen, blinzelnden Augen anstarrte. Einen Moment lang hatte die Frau Alizeh leidgetan. In einer erschreckenden charakterlichen Umkehrung hatte Sarra, zuvor eine durchtriebene, komplizierte Gegnerin, die Nerven verloren. Nachdem sie Alizehs ruhigem, kraftvollen Auftritt vor der ungebärdigen Menge beigewohnt hatte, schien die Frau nun Angst davor zu haben, auch nur dieselbe Luft wie das Mädchen zu atmen. Es sah so aus, als hätte die Königinmutter Sorge, sie könnte einen gefährlichen Fehler gemacht haben, indem sie Alizeh gebeten hatte, ihren Sohn zu töten.

Wäre es Alizeh zu Gebote gestanden, so hätte sie über diesen Wahnwitz gelacht.